

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

210 (11.9.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Auftakt im Landestheater

Zur Eröffnung des Goethe-Jahres

„Götter von Verdingen“ von Goethe

Als der „Götter“ von dem 22jährigen Goethe in sechs Wochen hingebaut, im April 1774 auf den Brettern erschien, läßt er unbeschreiblichen Jubel aus. Besonders unter der Jugend. In Berlin folgten einander 14 Aufführungen, eine damals unerhörte Zahl. Das Werk machte den jungen Feuerkopf mit einem Schlag zum berühmten Mann. Man nennt ihn sofort den deutschen Shakespeare, das Werk wird nachgedruckt und nachgeahmt. Ein langer Schmeiß von Ritterschulden hängt sich an Goethes Werk. Selbst Walter Scott empfängt vom „Götter“ den entscheidenden Anstoß zu seiner romantischen Produktion.

Auf was ist der beispiellose Erfolg zurückzuführen? Vergewegen wir uns die Zeitlage! Man stand mitten im fürstlichen Absolutismus. Deutschland, die gemüthliche Kinderstube, lag in der Sur von 350 Fürstentümern, ungerichtet die zahllosen kleineren Herrschaften, die sich aus der Haut ihrer rechtlosen Untertanen rieben. Auf der Bauernschaft lastete die Leibeigenschaft in ihren verschiedenen Formen, mit Frondiensten, Stodfrüchten und Abgaben. Die Bauern sind ganz besopert und wünscheln dem Tod mehr als das Leben. Ichreibt Graf Schlieben aus Dittreufen. Den Stadtbürger schikanerte eine verordnungslose Polizei, die jede Lebensregung glaubte behördlich reglementieren zu müssen. Vom Adel und den regierenden Stellen als Canaille behandelt, war er „furchtsam und heimlich“, wie der Marfraf Ludwia von Baden sagte. Von dem verkehrten Grundlag ausachend, daß die Dummen leichter zu regieren sind als die Gebildeten, ließ man das Volk in Arbeit und Unwissenheit aufmachen. Gehoriam und Steuern war das einzige, was man von ihm verlangte. In der Badischen Vorkammerordnung läßt sich die behördliche Anmaßung folgendermaßen aus:

„Niedere fürstliche Hofkammer ist die natürliche Vormünderin unserer Untertanen. Ihr liegt ob, dieselben von Irrtümern ab und auf die rechte Bahn zu führen, auch gegen ihren Willen sie zu belehren, wie sie ihre eigene Haushaltung einrichten, ihrem Gebäu vorziehen und durch mehr wirtschaftlich betriebene Haushaltung zur Ertraugung der schuldigen Landesabgaben die Mittel sich erleichtern möchten.“

Aus dem engen, niedrigen Stiehbürgerdasein gab es nur eine Rettung: das akademische Studium. Die auf den hohen Schulen herrschende Ungebundenheit übte eine magische Anziehungskraft aus, und der akademische Nachwuchs überließ die Unterfunktionslosigkeit weitaus. So entstand ein jugendliches Gelehrtenproletariat, das ganz ohne Mittel und Aussicht dahinvegetierte, sumal diese Akademiker schon von Haus aus arm waren, Söhne von Schulmeistern, Pfarrern und andern Hungerleibern.

Diese Jungen, radikalisiert durch ihre Lebensumstände und ihr Studium, wirkten als Saureie in der großen Aufklärungsbewegung Deutschlands. Seit 1740 etwa schwel in Bürgertum das Feuer des Klassenkampfes, wenn man es auch nicht so nannte. Weist der Bürgerklasse politische Zeitungen, Parlamente, Volksoberparlamente nicht zu Gebote standen, mußte dieser ganze Kampf auf dem Gebiet der schönen Literatur geführt werden, wo er sich unter allerley Hülfsförmlichkeiten aber agonistisch verhielt. Man ermittelte daraus die ungleich wichtigere Rolle, die das Schrifttum im 18. Jahrhundert spielte.

Die weitestgehende bürgerliche Aufklärung stiftete in dem Ungedim der „Sturm- und Drang“-Bewegung, die heute als eine bloß literarische Revolution gemertet wird, die aber wegen der engen Verflechtung von Literatur und Politik, doch als Klassenkampfbewegung gelten muß. Diese Auffassung befähigt auch bürgerliche Literaturhistoriker, die nicht ästhetisch verblödet sind, wie Eduard Ensel, welcher schreibt: „Diese Jugend wußte, daß nur die Literatur ihr Lebenskampfsplatz sein könne. Im Deutschland der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts gab es eben für deutsche Jünglinge, die sich küßten, keine Möglichkeit, sich anderswo als in der Literatur öffentlich auszusprechen. Die einzige öffentliche Rednerbühne war das Theater. . . auf ihm wurden alle öffentlichen Angelegenheiten erörtert.“ Man muß solche Dinge hervorheben, weil es immer noch Leute gibt, die den Klassenkampfcharakter und den politischen Tendenzgehalt unserer klassischen Dichtung nicht wahr haben wollen.

## Der lust'ge Babbenheimer

Valentin Traudt

45 Nachdruck verboten

Erschienen im Weser-Main-Verlag (J. Kämpfer, Kassel)

In der Nacht hatte der Babbenheimer einen lustigen Traum. Er hatte drei junge Wären, Gott weiß von wem, zu seinen Füßen aberschaltet. Und die konnten auch singen, sein singen. Damit sog er in der Welt umher. Erst tanzten die süßigen Kerle, dann schlugen sie Purzelbäume und endlich stellten sie sich neben ihren Herrn, und nun sangen sie zu vier Volkslieder und zum Schluß:

Wa-i Wa-in un ba-i Bi-ar,  
Luft'ge Babbenheimer, die sein's mi-ar,  
Wa-i Bi-ar un ba-i Wa-in,  
Luft'ge Babbenheimer win mi-ar sein."

Und dann gab es ein Händeklatschen und einen reichen Groschenregen.

Am andern Morgen stand er mit Singen auf, hielt mit Singen seinen Wuschelkopf unter den Brunnenstod und ging mit Singen hinab zur Waldmühle. Vielleicht gab es da tageweise etwas Arbeit, wenn der Müller hört, wie beschiden er fordern wird. Die ganze Zeit her hat er keinen Wuschel gehabt und er selbst greift nicht allzu gern zu. Am Wehr, am Rad, am Schützen wird schon hupern. Das hat der Babbenheimer früher alles ausgebeißert. Die Mühle löste ganz anders aus, hätte ihm der Müller damals freie Hand gelassen. Was ist das für eine Art, das Hölzchens auf dem Flus verkaufen zu lassen, die Wäuerungen am Stall zu vernachlässigen, bis die Steine herausfallen, bei Regenwetter auf dem Hof das Land der tauenden Seen entleeren zu lassen? Die Frau Waldmüller hat auch kein Auge für Ordnung, nicht einmal an sich selbst.

Bei den Hainbuchen gegen den Emswinkel hin werden gewiß auch die Rebe noch auf die Aue treten? Die Hainbuchen muß der Müller kaufen. Das gibt ausgezeichnete Schlägel für Steinmetze und Habsapfen für die Mühlräder.

Mit solchen Gedanken geht er den Sandweg hinab über die Fuchsböcher, wo sich an Sommerabenden die Ziegenmelker hören lassen, und die Mädchen in der Heide sitzen und singen.

Auf der Mühle sah es trauriger aus als er vermutet hatte. Der

Die Stürmer und Dränger wetterten gegen die Mißbräuche der „Zeit“ (gemeint war die Gesellschaftsordnung), sie wollten die Sitten bessern, in Nachfolge Rousseaus die Welt zur Natur zurückführen, die Standesunterschiede aufheben, in Nachfolge Wolffs alles auf die Vernunft gründen, eine Naturreligion schaffen, überhaupt alles in Deutschland umkrempeln. Das gedrückte Ich entließ sein Selbstgefühl in der Glorifizierung eines ausschweifenden Individualismus. Ein „Kerl“ zu sein, war aller Sehnsucht, und Kerl war die Uebersetzung von Genie. Die von Goethe selbst besungene Unmöglichkeit, im Bürgerstande eine Persönlichkeit zu werden, sollte wenigstens in der Literatur verschwinden. Hier betraulich sich die Bürgerrolle an Kraftgestalten, die jeder Kerel, jeder Juchzt, jeder Autorität spotteten und das eigene Individuum als hochwürdig proklamierten.

Jetzt wird der Leser schon eher verstehen, warum ein Kraftmenich wie Götter von Verdingen so stark auf diese Jugend wirkte. Dieser Götter ließ ganz das moralische Pathos der Stürmer und Dränger, ihren Haß auf die launigen Dudesfürsten, die weltlichen Rechte, ihre Verachtung für die Büberei der Höfe. Er erklärte sich, den Unterdrückten auf eigene Faust zum Recht zu verhelfen und keinen Richter über seine Handlungen anzuerkennen als sein Gewissen. Der ehrwürdigen Verlon des Kaisers verriet er nicht den schuldigen Keißel, aber des aufgeblassenen Exekutionsbaupmanns, der ihn auf seiner Burg belagern will, spottet er und läßt ihn auf die Kirchweih. So treibt er sein Spiel mit den Verdrüben des kaiserlichen Gerichts in Heilbronn und fährt vom Anflagestüchlein aus über die Heberuchler her wie ein Donnerwetter. Der ganze „Götter“ atmet Empörung und Auflehnung, er lebt und weht in der Stimmung der Bürger des 18. Jahrhunderts, in ihrer Entrüstung über die Mißstände in den weltlichen und geistlichen Fürstentümern. Man muß den Text des Werkes zur Hand nehmen, um das im einzelnen festzustellen.

Da heißt es gleich zu Anfang: „Dürften wir nur so einmal an die Fürsten, die uns die Haut über die Ohren ziehen.“ Götter flagt über „der Fürsten Herrschaft und Ränke“ tonie über das „unglückliche Dofleben und das Schlenzen und Scharwenzeln mit den Weibern“, die Liebertraut nennt respektlos den Abt von Fulda das „Weinfaß von Fulda“, eine direkte Anzüglichkeit aus dem 18. Jahrhundert, denn Baron Wöllnits schreibt vom Hofe des Fürstbistums von Fulda: „Es gibt wenig Souveräne in Deutschland, deren Tafel besser bestellt wäre, alles ist im Ueberflus, da man trinkt die köstlichsten Weine, aber ebenalls in solchem Ueberflus, daß man nicht lange imstande ist zu unterscheiden, welchen man trinkt. Hier gibt es die fürstlichen Trinker Europas.“ Götter will den Fürsten „den Damm an dem Aug balten“, er spürt noch einmal von dem „verdammten Hof“, und als er seine Seidenieele ausbaucht, geschicht es mit den Worten: „Freiheit! Freiheit!“ auf den Lippen. Der Brautpater schimpft im argen Laa. „Das ist ein Gezerre, Ihr glaubt's nicht, bis man den Verdrüben ein Urteil vom Heren reißt. Der Teufel hat den Afflor Savani. Was das ein Geß diel kost. Das unerbörliche Biechen! Alles macht hohle Pfützen!“ Das geht zum Teil auf das berüchtigte Reichstammergericht in Wehlar, Goethe hatte gerade um die Zeit der Abfassung des „Götter“ dort gearbeitet, und er fand bei dieser Gelegenheit bei der obersten Reichsjustizbehörde nicht weniger als 61231 Prozesse vor, die der behördliche Schlenndria auf die lange Bank geschoben hatte. Hinter dem Savani verbirgt sich ein leidbater Wehlarer Rechtsgelehrter namens Rapius. Es mag an diesen Beispielen genügen, um zu zeigen, daß Goethe seinen „Götter“ nicht aus dem Geiß des 16. Jahrhunderts heraus geschrieben hat. Nur das erklärt die begeisterte Aufnahme des Werks, das zum Standardwerk der Sturm- und Drangperiode geworden ist und einen tüchtigen Schritt vorwärts im Klassenkampf des Bürgertums bedeutet.

Von der Aufführung, die wir bei der Vorstellung für die Volkshäuser näher würdigen wollen, für heute nur so viel, daß die Herrung großer Still hatte und den Volkston vorzüglich traf. Herr Baumhach, der der Fassung von 1771 folgte, hat alles Recht auf das Götterweilensdrama gesammelt und den Hof zu Bamberg wie den Kaiser aus dem Spiel gelassen. Aber was er sagte, war Quallität, und diese Fassung brachte uns die Saene in Uebelheiß Schlafemach, die zu wachhaft Schatzeartlicher Größe gedieh. Unter aut erholtes Ensemble trat mit Eifer in den Dienst

Müller kam ihm mit verapstem Bart und grauhaarigem Gesicht entgegen. Seine Frau sah auf der breiten Steintreppe in einem Lehnstuhl, um die Sonne bis zu deren Untergang genießen zu können. Ihre Wangen waren hohl und jeder Gesichtsnoden trat so schrecklich hart hervor, daß man hätte meinen können, ein Totenschädel, über den ein grünlicher Schleier gezogen sei, sehe einen an. Der Babbenheimer bekam einen tiefen Schreden. In dem der Mann mit seinem früheren Burchen um das Anwesen ging, erzählte er ihm, daß er die Frau bald verlieren würde. Sie wisse das so gut wie er. Und er sing zu ihm: „So eine alte Frau, so eine ordentliche Frau, so eine spariame Frau! Warum nur? Warum? Was soll aus der Waldmühle und seiner Tochter werden, wenn er auch über Nacht sterben würde? Dem Babbenheimer schnitten die Klagen ins Herz. Darauf war er nicht gefast gemessen.

„Was hat mer groß?“ gab er zur Antwort. Mir ginas auch erbärmlich. Und jetzt? Ja, ich wollt nach Arbeit frage bei euch. Ich wist euch was, Waldmüller. In den Grochfrüchte haul mer Siedlung und fest Schreberärte an. Da brauch mer Gartessän und kleine Häusche aus Holz. Seht 'r, das Holz dazu können mer hier schneide, alles fix und fertig liefern. 'S Holz is hier net teuer, die Schneidemühl ist da, und wann mer 'n große Auftrag bestämme, hätt mer Arbeit. So steht die Schneidemühl un bringt nids un verkommt. Was meint 'r? Ich gina dann mal in die Stadt un sah zu, daß ich 'n Auftrag bekam. Was denkt 'r, wenn mer vor so ein groß Unternehme ei paar tauend Latte und Poße, alle sei gleichmächtig liefern täte, das laufende Meter nur um zwei Pfennig billiger, mer bestämme Arbeit. M'r gehn selbst uf die Holzverfrich und brauche kein Holzhandler, un es wird so ache. Ich hab viel Zeit gehabt, mit davon n' Vers zu mache. Was meint 'r dazu?“

„So Pläne! So Pläne! Nei, nei!“

„Waldmüller, 's Geld liegt wirklich auch heut noch auf der Gass'. M'r muß nur den richtige Vele habe, ums zusammen zu fehr.“

„Aber wie m'r's jetzt ach. Ihr habt ja mei Weib gehebe. Wo soll da noch Mut herkomme?“

„Ihr habt jo noch e Tochter.“

„Die kann doch die Mühl net halte!“

„Waldmüller, ihr dürft net so frei un armfelig denke. Is mer uf der Welt, muß mer mitmache. Ich sein so manche Tag in Sturm un Regen durch 'n Wald gange, bloß um den Wiberstand aage die armfelig Menschheit in mer zu weck. Da denk ich net an Dorf un Stadt, nett an die Kleinlichkeit un Heimslichkeit unner den Menche. Freit sein ich da, un da erhol ich mich un krieg dann jo Gedanke. Soll ich die Sach mal anfrage? Habt 'r vielleicht ann're Arbeit? Holz liegt bei euch noch genug umher. Eihene Pflöze könnte mer

der Sache. Schuldes Götter zeigte die Wertkraft dieses volkstümlichen deutschen Haudegens mit seiner Rechtsinnigkeit, seiner Milde, Güte und Treue; Frau Ermarith und Gr. Bertram woben durch das Hausmütterliche und das Mädchenhaft-Weibliche einen gemüthlichen bürgerlichen Einflus in Göbens Hauslichkeit. Sie trüßten dem Weislingen die süßeren Farben des von seinem Gemüth geliebten, während Dablen als Sidingen etwas im Hintergrund blieb. Es wären noch Söders humorvoller Selbst zu nennen, der harmonante Bruder Martin, den Gemmede noch erträglich machte, Herz' mannhafter Kerle, Kioebles aufgeblassener kaiserlicher Rat und andere mehr. Eine recht nette, runde, unbesangener Junge, an dem man keine Freude haben konnte, Herr Zoachim Ernst als Franz verriet gute darstellerische Mittel und edhtes Feuer. Man darf von diesem neuen Mitglied des Theaters ebenlo Erfreuliches erwarten wie von Dorothee Ehrhardt, die als Uebelheid allerhand Nüancen seiate und diesen Weibsteufel interessant zu gestalten verstand.

Mit den Bühnenbildern Hechts konnte man einverstanden sein, weniger mit der Kostümierung. Unsere Darsteller scheuen das Umkleiden, und so erschienen die Gestalten immer oder fast immer im selben Kostüm, selbst wenn in manigen Jahre dahingegangen sind. Da mühte man sich ein bißchen mehr „ins Zeug“ legen. Bei der Hochzeit a. B. tritt Maria einfach in ihrem Hauskleid auf, ebenlo Sidingen in seinem Kittwams, und von den nächsten Angehörigen hat es keiner der Mühe wert gefunden, seinen Alltagskittel mit einem besseren Anzug zu vertauschen. Es geht überbaust nichtern her bei dieser Feier, nicht einmal ein paar Blumen haben die Mäde aufgeföhert, keine Girlande, kein Sträußchen für die Braut. So armlich geht es bei keiner Proletarierhochzeit her. Gelamteindruck recht ererullich, Beifall warm und lebhaft, erster Hans gähndend leer.

## Ein Berliner Original

Zum Tode Professor Heinrich Grünfelds

Eigentlich war Grünfeld Cellist. Ein ganz ausgezeichnete fagar, der als Lehrer an der Akademie für Tonkunst sein Wissen und Können an die nächsten Generationen weitergab. Aber nicht das Spiel allein machte den Professor berühmt. Er gehörte zu jenen wenigen Berliner Originalen, von denen der mit Spreewasser getaukte Weisheitlich neue Bereicherung fand, zu den wenigen, die keine „Erfinder“ sind und ihn immer im Munde führen, etwa wie Fürstentum und Riechermann. Die Spezies des Grünfeldischen Weises ist die Anekdote, und es ist noch nicht erlesen, ob ihm nicht nur die vielen Anekdoten aus der Berliner Gesellschaft, sondern auch die kuriosen Geschichten, die um seine eigene Person freisen, zum Autor haben.

Die fangen schon bei seiner ersten Berliner Zeit an. Er war 1875 nach Berlin gekommen, ein unbekannter Musiker, der in der Berliner Symphonieorchester Unterfuchst fand. Gage gab es nicht, es wurde auf Teilung gespielt. So mußten sie auch oft im Krollgarten. Eines Tages lagte der alte Kaiser Wilhelm zu dem Direktor des Krollgartens, Ensel, der mit der deutschen Sprache stets auf dem Kriegsfuß stand: „Ja, Ensel, wir müssen doch beide gleichaltrig sein, aber Sie haben noch immer so schöne schwarze Haare.“ Worauf Ensel schmunzelnd lästerte: „Meiestät, das ist alles geforden.“ Dieser Auspruch war jahrzehntlang ein geflügeltes Wort in Berlin.

Als Grünfeld schon berühmt gemorden war, sah eines Abends in einem seiner Konzerte der Quipplautort Rudolf Vorbar und ersahle einer Dame mit lauter Stimme ohne Ende Weis. Die Dame überließ zuerst kelle in ihr Zehentuch, prüfte dann aber vor Lachen los. Am folgenden Tag erhielt Vorbar folgendes Schreiben: „Herr Doktor, ich verichte mir, daß Sie in meinen Konzerten lachen. Wenn ich mir Ihre Zuspiesele ansehe, lache ich auch nicht.“

Ein anderes Mal wurde Grünfeld gebeten, bei einer Einäscherung zu spielen. Die Frau des Verstorbenen ließ ihn darauf aufmerksam machen, daß der Verbliebene gern Lobesgrün gehört habe, und ließ ihn fragen, ob er nicht etwas daraus krielen wollte. Worauf er antwortete: „Opn lein bei einer solchen Gelegenheit nicht gerade üblich, er könne doch unmöglich als Lobesgrün, Größlich allein“ oder „Nun sich dahin, mein lieber Schwam“ zum Besten geben.

Zum Schluß noch eine entzündende Anekdote, die Grünfeld von den Berliner Gesellschaften erzählt. Ein fehr reicher, aber ebenlo geistiger Herr ärgerete das Hausmütterliche eines Bekannten, bei dem er aus- und einging, damit, daß er ihr niemals ein Trinkgeld gab. Als sie ihn eines Abends wieder zur Soustür brachte, sagte sie zu ihm: „Ich habe in der vergangenen Nacht geträumt, daß Sie mir zehn Mark Trinkgeld gegeben haben.“ Latonisch antwortete der geläuge Galt: „Ein bißchen viel, aber behalten Sie es rubig.“

S. E.

schon genug surichte un vor die Schallebaum un Latte sorgte mer auf den Verfeigerungen?“

„Das geht net, Babbenheimer!“

„S ach.“

„Wann's ging, Babbenheimer, tät am End auch mei Frau wieder aufatme. Die atämt un forat sich um die Mühl un ums Wädsche.“

Nachher erzählte die frante Frau, daß die Zimmerleute, die für den Almenhof das Holz auf der Mühle damals schneiden ließen, auch erzählt hätten, daß es mit dem Brand nicht richtig gewesen sei. Sie habe dem Müller schon immer im Ohr gelegen, er solle es nicht schlecht gemacht; aber nun lebe sie ihr Unrecht ein. Ueber seine Pläne hatte sie jedoch auch ihre Zweifel.

Nachher tranken sie Kaffee zusammen. Die Müllerstochter, die Gret, unterfuchte den Babbenheimer so wader, daß ihr Vater endlich dabei war, einen Versuch zu wagen, wenn der Babbenheimer wirklich helfen und die ganze Unternehmung anstatten wolle. Das wäre ein Wea, für die tageweise ruhende Mühle Arbeit zu beschaffen und damit Mittel, die Mutter besser pflegen zu können. Und sie rebete so Flug und warm, daß der Babbenheimer sich im gebelimen über sie freute und ihr in den wenigen Stunden wohl angewogen wurde.

Der Gang war nicht vergeblich gewesen. Aufgeräumt und zuverlässig kam der Lud heim. Er hatte ein Ziel, was seiner Tatkraft entbrach.

Schon nach vierzehn Tagen hatte er Aufträge, nur wenig zwort, aber mit der Aussicht auf reichlichere Beschäftigung.

Die Knechte vom Almenhof waren in aller Frühe auf die Sundebergäder, um Mist zu streuen und zu pflügen. Es war ein sonniger Novembertag mit stärendem Wind und weitreichender Sicht, erkrullich für Leib und Seele. Goldene Lärchenbüchel reisten sich zu leuchtenden Wärdern aneinander und schlossen den Hefarinen samt der Fichtenhänge ab. Hier und dort hob sich die kupferbraune Kuppel einer Bude oder das dunkelste Haus einer versauften Erde mit schwarzen Kienien vom blauen Himmel ab. Die Wendebude da brühen hatte noch rote Wangen und auf ihrem Mantel ein grünes Streumuster. Ach, und da sieht ein Baum, melie und eine Goldammer macht sich wichtig. Vom Emswinkel her hört man das Geräusch der Häber, und in den Erden der Wäschwäben die Zeißee mit den Staren und die Wette.

(Fortsetzung folgt.)